

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 29

Artikel: Ein Doppelleben
Autor: Widmann, Joseph Viktor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641949>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 29 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 21. Juli 1923

~ Firnenglanz. ~

Von Ernst Dür.

Hoch ob des Tales feuchten, blauen Schatten,
Durch die der Wildbach ruhlos tost und schäumt,
Wo Felsenwände, einsam stille Matten,
Des Bergwalds Tannendunkel dicht umsäumt:
Erglänzt in lichte, stille Höh' erhoben
Der Gletscherfirn vom Abendgold umwoben,
Der, himmelnah, von Himmelsfrieden träumt.

Ein Abendglöcklein klingt aus fernen Gründen,
Nur schüchtern dringet durch sein frommer Hall; —
So kann der Andacht Laut kaum Wege finden
Durch unsres Lebens wirre Stimmen all:
Doch heute tritt so licht vor meine Seele
Dein hehres Bild, du Meister ohne Sehle, —
Du Firnenglanz ob dunklem Erdental.

~ Ein Doppelleben. ~

Erzählung von Joseph Viktor Widmann.

1

Erstes Kapitel.

Es war im Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an einem in Lichtfülle prangenden Sommermorgen, als der große Dampfer „Benjamin Franklin“ seine gewaltigen Radschaulen vor New Orleans zum Stillstande brachte und die schweren Anker niederließ in die kaffeegegelbe, gurgelnde Flut, die der Vater der Ströme, der riesige Mississippi, von hier weg noch zwanzig Meilen in majestätischer Breite dem Ozean entgegenwälzt.

Der Dampfer kam von den westindischen Inseln; Früchte des Südens, Bananen, in großen, zitronengelben oder auch schon vor Ueberreife braunroten, fast schwarzen Büscheln lagen hoch aufgestapelt an einer Stelle des Verdecks bei köstlichen Ananasäpfeln, zum sofortigen Ausladen bereits gerüstet.

Aber diese Früchte waren bestimmt, ungeessen hier zu verfaulen, oder in den Strom geschüttet zu werden. Denn, als nun die Verbindung mit dem Ufer hergestellt worden und mit sichtlich verstörten Mienen die Angestellten der Hafenpolizei an Bord kamen, verbreitete sich alsobald die schreckliche Nachricht, am Lande halte der Tod eine seiner ergiebigsten Ernten. Das gelbe Fieber war — erst seit wenigen Tagen — in der so oft von diesem Würgengel heimgesuchten unglücklichen Stadt aufgetreten und zwar schon in der ersten Woche mit unerhörter Heftigkeit. So kehrte sich diesmal das Verhältnis um, in das sonst die aus der Savanna oder aus Südamerika anlangenden Schiffe zu den

Hafenstädten der Union treten. Man brauchte sich nicht nach dem Gesundheitszustande auf dem Schiffe zu erkundigen; man hatte die Passagiere keiner Quarantäne zu unterwerfen, damit sie nicht etwa den Keim der Ansteckung ans Land schleppen möchten. Sie durften, wenn sie Lust hatten, dem Tod in die Arme zu laufen, sich immerhin ausschiffen. Aber man warnte sie, dies zu tun; man zeigte ihnen die schwarze Flagge, die vom Dache des Zollamtes am Hafen wehte, ein trauriges Symbol der Landeskalamität, und man riet dem Kapitän, die Fahrt nach dem nördlichen Hafen ungesäumt fortzusetzen. Die Passagiere vernahmen diese Nachrichten mit schreckensbleichen Gesichtern; die meisten unterdrückten ihre Sehnsucht, wieder festes Land unter die Füße zu bekommen, und sprachen dem Kapitän, der sich verdrießlich im Haare kratzte, eifrig zu, er möchte alsobald die unglückdrohende Stadt hinter sich lassen und die Fahrt nach Boston, dem Endziele der Mehrzahl der Reisenden, ungesäumt antreten.

Da er nun aber einmal mit dem vergifteten Lande in Berührung gekommen war und demzufolge unter allen Umständen in jenem nördlichen Hafen einer Maßregelung der Gesundheitspolizei sich unterwerfen mußte, schlug er den Mittelweg ein, am Abend des nächsten Tages die Anker zu lichten; inzwischen konnten die Geschäfte, die ihn überhaupt bestimmt hatten, New-Orleans anzulaufen, erledigt und die Waren ausgeladen werden, letzteres mit Ausnahme jener bereits erwähnten Früchte, die unter Aufsicht der Po-

lizei dem Strom übergeben wurden mit einem gewissen blinden Eifer, der froh zu sein schien, an einem faßbaren Objekte eine Art von Racheakt ausüben zu können, da doch der wirkliche Gegner ein ungreifbarer Schemen war.

Es gab natürlich unter den Reisenden einige, die trotz den schlimmen Nachrichten hier das Schiff verließen, da sie entweder in New-Orleans zu Hause oder durch ein wichtiges Geschäft gezwungen waren, selbst auf die Gefahr ihres Lebens sich ans Land zu wagen. Wer aber einen derartigen zwingenden Beweggrund nicht hatte, blieb auf dem Schiffe und vermied sogar das Verdeck; die meisten Passagiere setzten sich in den geräumigen Salon des bequem eingerichteten Dampfers und bestellten sich vom besten Bordeaux, den der Steward zu beschaffen imstande war; denn man hielt das bedächtige langsame Schlürfen guten Rotweines für das einzige wirkliche Schutzmittel gegen die schreckliche Fieberluft.

Nur ein junger Mann machte in dieser Beziehung eine Ausnahme. Er hatte am Lande durchaus nichts zu tun, da er überhaupt zu seinem Vergnügen reiste. Gleichwohl war er einer der ersten, die das Schiff verließen. Kopfschüttelnd sah ihm der Kapitän nach und die wenigen Damen, die an Bord waren, hätten viel darum gegeben, wenn sie den Leichtsinrigen hätten zurückhalten dürfen, da es ihren Worten und mehr noch ihren Blicken nach nicht leicht um jemand so schade gewesen wäre, wie um diesen jungen Mann, wenn ihm ein Unglück zustößen sollte.

Der Tollkühne, der nicht ahnte, wie sehr er ein Gegenstand sympathischer Sorge geworden, hieß Ulysses Staunton und war auf der Heimkehr begriffen von einer großen Reise, die man fast eine Weltumsegelung nennen durfte. Er hatte diese Reise unternommen nach dem Tode seines Vaters, eines reichen Bürgers von Boston, der in seinen jungen Jahren, als Boston noch walddreieches Hinterland besaß, durch Holzhandel ungeheure Summen erworben und später durch Bankunternehmungen diese Kapitalien mittelst geschickter Spekulation verdoppelt und verdreifacht hatte. Der Sohn hatte eine gute Erziehung genossen, aber keinen bestimmten Lebensberuf ergriffen, da er als einziger Erbe eines so großen Vermögens vorläufig das Dasein zu schön fand, um sich an irgendein Geschäft zu binden. Ulysses Staunton war jedoch keineswegs in die Reihe jener verschwenderischen, nur dem Vergnügen fröhnenden Söhne zu stellen, die das Geld, das ein strebsamer Vater in einem arbeitsvollen Leben zusammengescharrt hat, in Saus und Braus durchbringen. Vielleicht hatte er von seiner verstorbenen Mutter, einer eingewanderten Deutschen, jene Anlage geerbt, die ihn leitete, das Lebensglück auf die feineren Regungen des Gefühls zu bauen, auf jene edleren Freuden, an denen die Seele innigen Anteil nimmt. Das Vergnügen, das bloß die Sinne befriedigt, war ihm zu roh. Ulysses Staunton war bei allem praktischen Scharfblick, den er als Sohn seines amerikanischen Vaters für die äußerlichen Angelegenheiten des Lebens besaß, im Grunde ein Gemütsmensch. Auch daß er an Poesie Gefallen fand, zeichnete ihn vor Tausenden seiner Mitbürger aus; freilich beschränkte er sein Wohlgefallen auf zwei Dichter, bewies aber in dieser Wahl auch wieder den besten Geschmack. Shakespeare war dem jungen Staunton die unerschöpfliche Quelle

von Lebensweisheit und ein Zauberschrein, der für alle Dinge, die auf Erden geschehen können, die ewigen Typen zu enthalten schien; Lord Byron aber, Stauntons zweiter Lieblingsdichter, war ihm wie ein voranschreitender Fadelträger auf der Lebensreise oder eher noch wie ein Freund, der ihm winkte und zuflüsterte: „So gehe durch die Welt! So stolz, so mutig, so ungebunden, so voll Vertrauen zu dir selbst und deinen Gesetzen nur untertan.“ Doch fügte Staunton für sich hinzu: Etwas weniger mißvergnügt als der tolle Lord.

Dieser innerlich gutgeschaffene, immerhin von einer gefährlichen Selbstgefälligkeit nicht freie Mensch war in seinem Aeußern eine der gewinnendsten Erscheinungen, die man sich vorstellen mag. Groß gewachsen, schlank und dabei breit genug über die Brust, um den Eindruck der Kraft zu machen, schritt er hochgehobenen Hauptes durchs Leben, wie einer, dem die stolze Devise: „Cedo nulli“ (ich weiche Keinem) an der Stirn geschrieben stünde. Seine blühenden blauen Augen, auch ein Erbteil der germanischen Mutter, die dunkel gelockten Haare, die breite weiße Stirn, seine jetzt von der Sonne der Tropen und vom fortwährenden Aufenthalt in der frischen Luft gebräunten Wangen und unter dem dunklen Schnurrbart ein Mund, dem ein lebenswürdiges Lächeln eine wunderbare Gewalt verlieh, — das waren Ausstattungsstücke einer männlichen Erscheinung, die ihrem Eigentümer schon manchen langen heimlichen Blick aus schönen Augen, auch manche keineswegs verstoßene zärtliche Aufmunterung eingetragen hatten.

Der junge Mann blieb, nachdem er die Landungsbrücke überschritten hatte, einen Augenblick auf dem aus schweren Balken und Dielen gezimmerten Parkett stehen, das als ein ungeheures, wohl fünfzig Schritt breites, fest verankertes Floß die Verbindung zwischen den Schiffen und dem weiten ungepflasterten Plage vermittelte, auf den heutzutage über hundertundfünfzig Straßen der Stadt ausmünden. Damals waren es ihrer nicht so viele; aber die breite schöne Kanal-Street war schon damals die Lebensader der Stadt. Ulysses Staunton zögerte daher nicht lange, seinen absichtslosen Spaziergang in diese palastreiche Straße zu richten; elastischen Schrittes, den leichten Palmstock mehr zum Spiel als zur Stütze gebrauchend, eilte er über das dröhnende Holzgerüste weg, und bald verschwand den vom Schiffe aus ihm nachblickenden der kurze schwarze Sammetrod des jungen Mannes und der weiße Panamahut, den Staunton persönlich dort eingekauft hatte, wo diese Hüte Landesprodukt sind.

„Bah,“ sann er im Gehen vor sich hin, „Bah! diesen yellow Dad, wie sie das bleiche Gespenst nennen, den sollte ein Bursche meinesgleichen fürchten, der in den Sumpfwildnissen des Orinoco vierzehn Tage lang gejagt hat, ohne eine einzige Chininpille zu verschlucken? Und dort ist er zu Hause; ich habe ihm meine Visitenkarte sozusagen persönlich abgegeben. Hier macht er nur einen übel aufgenommenen Besuch.“

Man denkt so, wenn man jung ist und das Gefühl in sich trägt, als hätte man nicht über ein Leben, nein! über hundert zu verfügen. Es ist ja nicht möglich, daß die Welt, die scheinbar nur auf uns gewartet hat, damit ein fröhliches Lebensspiel beginne, uns auf so heimtückische Weise

wegestamotiert werde. „Wenn Tausend fallen zu deiner Rechten und Hunderttausend zu deiner Linken, so wird es doch dich nicht treffen.“ Diese Psalmworte sind der rechte Ausdruck des Jugendmutes, der sich unüberwindlich vorwärts kommt.

Aber etwas stübig wurde Staunton doch, als er in den Straßen über dem Häusergewirr die schwarzen Rauchwolken gewahrte, die aus Tag und Nacht brennenden ungeheuren Teerfässern zum Himmel emporqualmten; ihr Luftzug sollte die Miasmen hinaufnehmen,

tat jedoch seine Schuldigkeit nicht. Dem jungen Manne begegneten Scharen von Leuten, die eben dorthin eilten, von woher er kam; sie hatten ihr Geld zusammengerafft und gedachten zu verreisen, sei es mit einem Stromdampfer aufwärts ins Innere des Landes, sei es übers Meer, gleichgültig wohin, nur fort. Ulysses Staunton sah sich die eilenden Leute, die blassen Gesichter, die verstörten Mienen an; dann langte er bedächtig aus seinem Rocke eine ungewöhnlich große, fast schwarze Havanna-Zigarre hervor und brachte sie in Brand. „Es kann doch nichts schaden, sich vorzusehen,“ murmelte er. Jeder Schritt weiter überzeugte ihn bald, daß er allerdings unter diesen Verhältnissen von der Stadt nicht viel Genuß haben werde. Die meisten Magazine waren geschlossen, fast nur die Apotheken standen offen; vor vielen Häusern brannten Lämpchen, ein Zeichen, daß der Tod hier eingekehrt. Oft waren deren mehrere in einem Hause und aus den Fenstern hingen schwarze Tücher; jammervolles Schreien drang aus dem Innern solcher Wohnungen auf die Straße. Der junge Mann warf bei diesen Tönen die eben erst angesteckte Zigarre weg und sah sich um, wie einer, der ein Schwert oder eine andere Waffe sucht, mit der er auf den Feind eindringen, dem erbarmungslosen Mörder armer Hilfsloser zu Leibe gehen könnte. Denn neben dem Verächtsinne ist gutartigen jungen Leuten bei jedem Unheil, das sie sehen, die Regung eigentümlich, sie möchten Hand anlegen, um zu helfen, und es ist natürlich, daß der physisch Starke die Faust ballt und die Muskeln des Armes unwillkürlich spannt. Aber der Mörder, der mit so entsetzlicher Schnelligkeit dem blühendsten Leben ein Ende zu bereiten wußte, war ein unfassbarer Schatten, der die sonnenbeschienenen weißen Häuserreihen entlang glitt und seine Verhetat ungehindert ausübte, an wem er wollte.

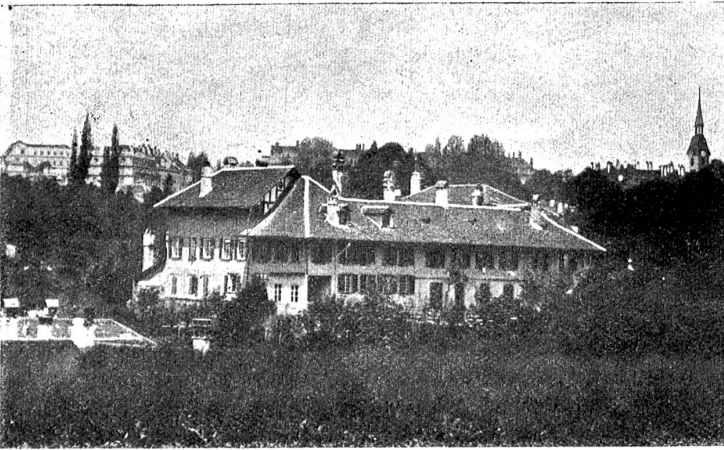


Gustave Jeanneret: Der Bootsmann.

Bald begegnete Staunton einigen Sargträgern. In dieser drangvollen Zeit, wo so viele nur auf Rettung ihres Lebens bedacht waren, gab es doch opferwillige Männer, die sich der schrecklichen Arbeit unterzogen, die Toten hinauszutragen aufs Leichenfeld; sie brauchten nicht alle in den Häusern zu holen; auch auf den öffentlichen Plätzen, in den Markthallen erblickte man Personen, die plötzlich erkrankt zusammenbrachen und nach wenigen Stunden gräßlichen Deliriums den Geist aufgaben. Ulysses Staunton zog seinen Hut tief ab, wenn ein Sarg an ihm vorübergetragen wurde; er grüßte in seinem Herzen mit Bewunderung die Helden, die dieser schweren Pflicht sich unterzogen. Und da er gegen sich selbst ehrlich war, gestand er sich, daß er, wenn auch den Mut, so doch die Opferfreudigkeit nicht hätte, einem solchen Dienste sich zu weihen.

Aber was wollte er nun hier am Lande beginnen? Einen Augenblick fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, ganze Wendung zu machen und aufs Schiff zurückzukehren. Dagegen bäumte sich jedoch sein Stolz. „Vielleicht,“ sagte er sich, „übernachte ich auf dem Dampfer, wahrscheinlich tu' ich's; aber vor dem Abend kehre ich nicht dorthin zurück.“

Er kam an einen Gasthof; „Charlie's Hotel“ stand mit goldenen Niesenlettern an der Front des stattlichen Gebäudes geschrieben; an den Fenstern des Erdgeschosses verhängten Inschriften in allen Sprachen, daß man hier zu jeder Stunde nach der Karte speisen könne. Staunton trat in den zu ebener Erde gelegenen Speisesaal ein, der dunkel und kühl war. Kein geschäftiger Kellner kam ihm entgegen. Aber von einem Rohrsessel, der in der dunkelsten Ecke des Zimmers stand, erhob sich ein Mann von fünfzig Jahren, offenbar der Wirt des Hauses, und rieb sich die Augen aus, wie ein aus einem Märchentraum Erwachender;



Die ehemalige „Sulgeneck“ in Bern (von Süden gesehen).

er schien noch nicht recht zu begreifen, daß ein Fremder vor ihm stehe, der in dieser bösen Zeit bei ihm einkehren wolle.

„Meine Leute sind alle fort,“ sagte er entschuldigend, als der junge Fremde fragte, ob er hier speisen könne. „Der Niggerkoch zwar ist noch da und sein Weib auch; ich kann Ihnen zu essen geben. Aber die Bedienung wird zu wünschen übrig lassen. Alle Kellner und Hausmädchen sind vorgestern desertiert nach Saint Louis hinauf und weiter; denn das Fieber soll auch dort oben grassieren.“ Die lange Einsamkeit hatte den sonst schweigsamen Mann gesprächig gemacht. Staunton wollte nach dieser Erklärung gehen; aber der Wirt schien aufzuleben in der Gegenwart eines Fremden, der augenscheinlich um die schreckliche Krankheit sich gar nicht bekümmerte; er bat Staunton, bei ihm vorlieb zu nehmen, und eilte fort, dem schwarzen Koch Aufträge zu erteilen und persönlich aus dem Keller zwei bestäubte Glaschen Château Lafite heraufzuholen.

(Fortsetzung folgt.)

Theodorich von Lerber.

Zum seinem 100. Geburtstage am 31. Juli.

Vor kurzem feierte das Freie Gymnasium in Bern und seine Schulgemeinde den 100. Geburtstag ihres Gründers, Theodor von Lerber. Seit Rudolf von Tavel's vortreffliche Biographie dieses Mannes im Buchhandel erschienen ist*), weiß es auch die breite Öffentlichkeit, daß die Stadt Bern, ja wir dürfen im Hinblick auf sein Wirken weit über die Grenzen des Heimatkantons hinaus füglich sagen: daß die Schweiz in ihm einen hervorragenden Schulmann und Charakter besessen hat. Die 100. Wiederkehr seines Geburtstages bietet uns den willkommenen Anlaß, unsern Lesern an Hand von R. v. Tavel's Buch das Lebensbild Theodorich von Lerbers, wenn auch nur ein mit raschen Strichen entworfenenes, vor Augen zu führen. —

Wo sich heute auf ausichtreicher Hügelkante die vornehme Villa der französischen Gesandtschaft befindet, stand vordem das geräumige Landgut Sulgeneck. Es war kurz nachdem Franz Theodorich von Lerber das Licht der Welt erblickt hatte von dessen Vater, Beat Rudolf von Lerber, käuflich erworben worden. Vor hundert Jahren stand es noch weit außerhalb der Stadt, und war so recht eine Wohnstätte für einen Mann, der seine eigenen Wege gehen wollte.

*) Theodorich von Lerber. Ein Lebensbild, gezeichnet von Rudolf von Tavel. Verlag von A. Franke in Bern 1911. 157 S. 8° Geb. Fr. 5. —

Beat v. Lerber, der Sohn des Oberamtmanns von Narwangen und Abkömmling einer altaristokratischen Familie, war eine ganz originelle Mischung von einem pietistischen Schwärmer und einem radikal-demokratischen Politiker. Er gründete 1826 auf der Sulgeneck die erste bernische Sonntagschule und wirkte 1830 in der „Dahlschauer“ an einer Besprechung unter Gleichgesinnten mit, aus der später die Evangelische Gesellschaft hervorgehen sollte. Wegen politischer Händel wurde er zweimal, 1830 und 1836, von der Restaurationsregierung lebenslänglich aus dem Kanton Bern verbannt, beide Male aber nach einigen Jahren wieder begnadigt; das eine Mal begab er sich mit seiner Familie nach Murten, das andere Mal nach Lausanne; er schrieb auch im Exil noch gegen seine politischen Gegner. Nach Bern (1844) zurückgekehrt, sah er sich politisch und gesellschaftlich isoliert; mit seinen Standesgenossen hatte er sich überworfen und der Richtung Stämpfli konnte er sich aus religiösen Gründen nicht anschließen. Er war eben zu sehr ein in sich abgeschlossener Charakter, als daß er zum aktiven Politiker getaugt hätte.

Theodorichs Schul- und Jugenderleben wurde durch dieses wechselvolle Lebensschicksal seines Vaters stark mitbestimmt. In Murten genoss er den Elementarunterricht in einer eher ländlich gerichteten primitiven Schule ohne Schulhaus; in Lausanne verlebte er das Gymnasium und ein Jahr Akademie; zwischen hinein war er in Bern Schüler der „Grünen Schule“ und der „Wagner Schule“. Er hat 1892 seine Schulerinnerungen köstlich geschildert. Fast alle seine Lehrer hatte er im Gedächtnis behalten; für alle hatte er ein gerechtes und mildes Urteil bereit, ein Beweis seiner edlen, verstehenden Gesinnung. Sein Vater legte Gewicht auf eine tüchtige klassische Bildung; schon mit 8 Jahren wurde er in die lateinische Grammatik eingeführt, und in Lausanne kam ein tüchtiges Studium des Griechischen und Hebräischen hinzu; die eigene gründliche Schulung in den alten Sprachen machte Theodorich von Lerber zu dem begeisterten Verehrer des humanistischen Gymnasiums, der er zeitlebens war. Im Jahre 1842 verließ Th. v. Lerber die Lausanner Akademie, wo er das philologische Studium begonnen hatte; er lehrte mit der Mutter und seinen fünf Geschwistern nach Bern zurück; zwei Jahre später durfte auch der Vater aus der Verbannung heimkehren. Mit großem Fleiß setzte Theodorich seine Studien an der Berner Akademie fort; er schloß sich damals dem jungen Studentenverein „Jofingia“ an und genoss die gesunden Freuden des



Beat Rudolf v. Lerber (1788 - 1849).

Studentenlebens. Zwischenhinein absolvierte er die Militärfurze; er erreichte im Laufe der Jahre, ohne ein ehrgeiziger Soldat zu sein, den Hauptmannsgrad. Während einiger